

Ich darf mich Ihnen vorstellen: Chipy, mein Name

Die Alma mater will das Papier verabschieden: Zum Wintersemester sollen 24 000 Studiosi alles auf eine 15 Quadratcentimeter große Plastikkarte setzen

Die Dame, der Herr, gestatten, daß ich mich vorstelle: Chipy, mein Name. Ich bin eine ganz normale Karte. So wie die fünf anderen, die Ihr Portemonnaie zu dick für die Gesäßtasche machen. Seit nunmehr fünf Jahren beschäftige ich

die Gemüter der Leipziger Hochschulverwaltung. Bereite einigen Leuten Kopfzerbrechen, andere können es kaum erwarten, daß es mich endlich gibt. Kurzum: Ich bin das auf 15 Quadratcentimeter Plastik gebannte Aus für den papierernen Studentenausweis. Und: Mit mir soll alles besser werden. Besser werden ...



Eines der Terminals zur Kooperation von Chipy und EC-Karte. Foto: Britta Müller

Geht es nach dem Zeitplan von Friedrich Plümer, bekommt mich bis zum Jahr 2001 jeder der knapp 24 000 Leipziger Studiosi, die an der Alma mater eingeschrieben sind. Langfristig wünscht sich der Chef des Dezernats Akade-

mische Verwaltung, daß alle Hochschulen auf Chipy-Kurs gehen. Für die Uni gilt: „Wir starten die Ausgabe zum Wintersemester.“

Schwierigkeiten, die während des Chipy-Pilotprojekts im vergangenen Sommersemester zu Tage traten, gehören beim Dezernenten in die Ablage „primitiv-technisch“. Kopfzerbrechen bereitet indes die Finanzierung meiner Einführung.

Wie ein „Damoklesschwert“ schwebt die derzeit über den Köpfen, berichtet der Dezernent. Mit 1,4 Millionen Mark wird die Innovation zu Buche schlagen. Deutlich signalisierte das Ministerium, daß aus Dresden keine Mittel mehr fließen – immerhin habe man bereits die vier Chipy-Pilotprojekte an sächsischen Hochschulen unterstützt, heißt es. Für Plümer ist klar: „Die Universität wird nach wie vor die laufenden Kosten tra-

gen.“ Den Rest, also Beschaffungsinvestitionen, will der Verwaltungschef zum einen von den „Nutznießern“ rekrutieren, die einen der begehrten digitalen Plätze auf mir bekommen: Kopiergeräte-Unternehmen, die Leipziger Verkehrsbetriebe, das Studentenwerk. Zum anderen setzt Plümer auf „ganz normales Sponsoring“. „Warum nicht ein Unternehmen wie beispielsweise ein Kreditinstitut oder einen Internet-Provider oder eine Krankenkasse mit auf die Karte nehmen – die Rückseite ist ja frei.“ Finde ich auch legitim. Denn für die Studierenden soll Chipy kostenneutral bleiben – höchstes der Gefühls ist für Plümer ein Pfand von 20 Mark. Auch das Verwaltungspersonal kann mir gelassen entgegensehen, beruhigt Plümer. Er erwartet nicht, daß meiner Einführung „deutliche Personalsparungen“ folgen werden. Gut das – Ar-

beit ist schließlich reichlich vorhanden: Immer mehr Numerus-Clausus-Fächer wollen verwaltet werden, ebenso die Internationalisierung der Studiengänge. Außerdem komme die Verwaltung bei ihren Beratungsaufgaben für Studierende kaum noch nach, klagt der Dezernent. Für mehr „Zeitpuffer“ darf ich demnächst sorgen. Wie eingangs erwähnt: Es soll ja alles besser werden mit mir.

Nun, die Dame, der Herr. Wollen wir hoffen, daß die heiße Phase ohne größere Pannen über die Bühne geht und 24 000 Leipziger Studiosi die Vorteile, die ihnen die Verwaltung von mir verspricht, auch erleben werden, wenn sie sich ab kommendem Semester an zwölf Terminals nahezu selbstverwalten. Andernfalls dürfte es Ärger geben. Mächtigen Chipy-Arger. In diesem Sinne bis die Tage, Ihr Chipy. Britta Müller

Unikum

Ein Profi für die Jung-Manager

Klasse statt Masse – Credo der traditionsreichen Leipziger Handelshochschule, die sich seit drei Jahren wieder in der Ausbildung von Führungsnachwuchs für Managementtagen auf der ganzen Welt versucht. Klasse statt Masse – auch das Motto von Rektor Professor Gert Assmus. Die akademische Vita des 60jährigen liest sich wie ein „Who's Who“ der internationalen Ausbildungsstätten. 1970 kehrt Assmus, damals Assistent am Handelslehrstuhl von Rudolf Gumbel in Saarbrücken, Europa den Rücken. „Ich hatte keine Lust mehr, nur noch Diplomarbeiten zu korrigieren. Anderswo bot man mir Stipendien.“ Anderswo war nicht irgendwo, es war die University of California in Berkeley. Dort promoviert Assmus im Schwerpunkt Marketing, lehrt an der Amos Tuck School of Business Administration am Dartmouth College in Hanover/New Hampshire. Ein College, das in einem Atemzug mit den Erste-Klassen-Hochschulen Harvard und Yale zu nennen ist. Nach 33 Jahren USA kehrt Assmus schließlich wieder zurück nach Deutschland, übernimmt in Witten die Leitung der Europa-Akademie. 1997: der Ruf nach Leipzig. Ein Ruf in die Provinz? „Oh, no!“ Zwar mag der amerikanische Slang vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten klingen. „Aber Leipzig bedeutete den Umzug in eine Großstadt.“ Nach einhalb Jahren an der Pleiße haben sich Assmus und seine Frau eingelebt, nutzen „wie verrückt“ das, was Natur und Kultur hier bieten. Übrigens alles per pedes. Ein Auto hat der Manager-Macher nämlich nicht. Klasse statt Masse – eben. *bm*



Campus-Meinung

Äskulaps Jünger brauchen Geld

Von SANDRA PETROWITZ

Äskulap, der Gott der Heilkunde, hatte es einfach: Er zog, gestützt auf seinen Stab, durch die Lande und atmete – zum Glück – nichts von den Schwierigkeiten, in die seine Jünger einmal kommen würden. Die Leipziger Uni-Kliniken zum Beispiel. Sie haben theoretisch mehrere Möglichkeiten, ihre Selbsthaltung voranzutreiben: Finanzknappheit wäre etwa durch Privatisierung, radikalen Personal-Sparkurs, Sponsoring oder Leistungskürzung zu kurieren. Daß die Lehr- und Forschungseinrichtung in diesen Angelegenheiten längst nicht so wendig agieren kann wie ein Privatunternehmen, liegt auf der Hand. Schon deswegen, weil der Finanzminister jede Investition absegnen muß. Für sich allein angewandt wird keine der Behandlungsmethoden zu einer Besserung führen. Privatisierung nimmt erfahrungsgemäß vielen Angestellten ihren Arbeitsplatz – und bei der bautechnischen Struktur der Kliniken werden derzeit einfach mehr Leute benötigt. Bei ihrem Personal-Sparkurs, der seit einigen Jahren gefahren wird, besetzen die Kliniken freierwerdende Stellen nicht neu – sicher die schonendste Variante des Kürzens. Sponsoren wollen gefunden sein, und dann müssen auch entsprechend große Geldströme fließen. Schließlich sind schon 350 Mio. Mark eingesetzt worden, aber die wirklich großen Baumaßnahmen stehen noch aus. Leistungskürzung wäre der letzte Ausweg, von niemandem gewünscht und – hoffentlich – nicht zu erwarten. Die Uni-Kliniken können nur versuchen, mit einer nicht allzu bitteren Medizin aus allen „Behandlungsmethoden“ wieder auf den Weg der Besserung zu gelangen. Oder hätte Äskulap die Kliniken anders kuriert?



Rechtsformänderung: Aus den Hochschul-Krankenhäusern wird im Sommer eine Anstalt öffentlichen Rechts

Kliniken gehen die Trümpfe aus

Leipzigs Uni-Kliniken gehen die Trümpfe früherer Jahre aus: Lediglich auf ihren guten Ruf, die hohe Qualität der medizinischen Behandlung und auf ansehnliche Lehr- und Forschungsleistungen können sich die Mediziner momentan berufen. Hohe Betriebskosten machen die Heilanstalt unwirtschaftlich, gleichzeitig steht sie in Konkurrenz zu Privatkliniken und muß sich mit deren Patientenumfeld messen. Die Rechtsformänderung und das Bau-Angebot der Rhön AG haben bei Leipzigern, Klinik-Mitarbeitern und Patienten für zusätzliche Verunsicherung gesorgt.

Geht es nach dem Willen der Medizin-Fakultät, dann werden deren Studenten am wenigsten von den neuen Entwicklungen betroffen sein. Rektor Volker Bigl teilt diese Ansicht: „Die Rechtsformänderung sollte keine negativen Auswirkungen auf den Studienbetrieb haben.“ Zum 1. Juli wird das Klinikum zu einer Anstalt öffentlichen Rechts. Dadurch werden Lehre und Forschung von der Krankenbetreuung rechtlich und wirtschaftlich getrennt. Mehr Geld bekommen Fakultät und Klinikum jedoch auch nach der Änderung nicht. Sachsens Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer (CDU) hat lediglich zugesagt, daß der Landeszuschuß in den kommenden Jahren nicht zurückgehen wird.

Mit der neuen Rechtsform bekommt das Klinikum zusätzliche wirtschaftliche Freiheiten. Zwar fürchtet Dekan Joachim Mössner dadurch einen Anstieg des Verwaltungsaufwands, aber die Kliniken können ab Juli die erwirtschafteten Überschüsse für eigene Investitionen einsetzen. Auf die notwendigen Sanierungen könnte sich das positiv auswirken: Macht das Klinikum Gewinn, kann es mit diesem Geld seine Gebäude in Ordnung bringen und so die Bedingungen für Studenten, Patienten und Angestellte verbessern. Für die Mitarbeiter ist entscheidend, daß die Kliniken nicht privatisiert werden, sondern staatliche Unternehmen bleiben. Es wird weiter nach Tarif bezahlt. Die Krankenhäuser können auch nicht pleite gehen, denn der Freistaat ist verpflichtet, Krankenbetreuung, Forschung und Lehre zu gewähr-

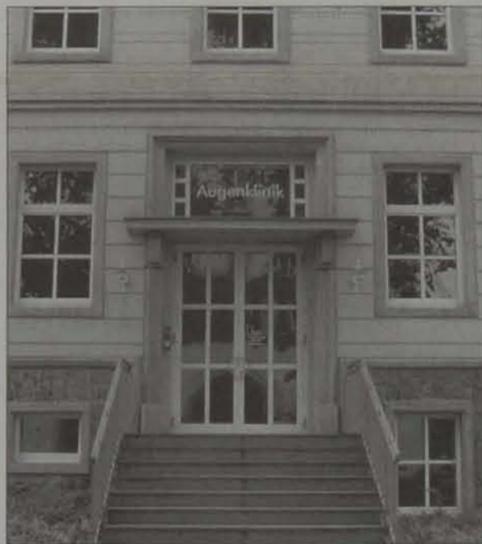
leisten. Das Klinikum hat derzeit allerdings finanzielle Probleme. Beträge in zweistelliger Millionenhöhe müssen jedes Jahr zusätzlich aufgebracht werden, weil die Bausubstanz mürbe ist, die Kliniken weit auseinanderliegen und daraus organisatorische Schwierigkeiten entstehen. „Was wir brauchen, ist ein zentrales Klinikum“, fordert Dekan Mössner. Baut Sachsen dieses Zentralklinikum mit Abteilungen für operative und innere Medizin, können die Internisten nach den aktuellen Planungen frühestens 2009 in modernen Räumen arbeiten. So lange können die Uni-Mediziner nicht warten: „Das ist schon wegen der überhöhten Betriebskosten finanziell unmöglich“, meint Verwaltungsdirektor Wulf Dieter Schöpp und fügt hinzu: „Wir haben zwar eine sehr gute medizinische Ausstattung, aber Patienten und Besucher erschrecken, wenn sie unsere Häuser und Krankenzimmer sehen.“ Seit Jahren wird in der Liebigstraße saniert, 350 Millionen Mark

sind bisher geflossen. Dieses Geld ist aber nicht überall „sichtbar“. Bigl kennt die Konkurrenzsituation, in der sich das Klinikum befindet: „Im Umfeld Leipzigs sind mehrere Klinik-Neubauten entstanden, wo der Komfort für die Patienten wesentlich besser ist als derzeit bei uns.“ Die hohe Qualität der gebotenen Behandlung an der Uni-Klinik wird auf Dauer, so Bigl, nur für schwerstkranken Patienten ausreichen, denen woanders nicht mehr geholfen werden kann. „Den Wettbewerb um alle anderen Patienten könnte die Universität verlieren“, fürchtet der Rektor. Die Ausrüstung der Kliniken hingegen sei vorbildlich, die Technik für Krankenversorgung und Forschung kann sich bundesweit sehen lassen.

Für das zentrale Klinikum, das sich die Mediziner wünschen, läuft derzeit die Ausschreibung. Die Rhön-AG, die in Leipzig bereits das Herz Zentrum betreibt, will auf dem alten Messe-gelände ein zentrales Krankenhaus bauen und betreiben. Dieses Priva-

tisierungsangebot stößt bei einem Teil der Klinik-Angestellten, in der Fakultät und beim Finanzminister in Dresden auf Widerstand. Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger befürchten einen Stellenabbau. Die Fakultät möchte den Standort Liebigstraße erhalten, und der Minister sieht hohe Schulden auf den Freistaat zukommen. Es gibt aber auch Befürworter des Projektes.

Bigl hat sich mit einer dringenden Bitte an die Regierung gewandt: Der Bau des zentralen Krankenhauses sollte im kommenden Jahr beginnen und schon 2005 abgeschlossen sein – unter staatlicher Regie. Für den Klinikbetrieb selbst hat der Rektor ein klares Ziel: „Ein öffentlich-rechtliches Klinikum sollte genauso günstig arbeiten wie ein privates Krankenhaus.“ Bis es soweit ist, werden die Mediziner noch in ihren alten Gebäuden ausharren müssen. Auch wenn Bigl optimistisch meint: „Wir werden alle Probleme lösen.“ *Sandra Petrowitz*



Sanierte Augenklinik und alte Chirurgie in der Liebigstraße.



Fotos: Katharina Schroeter

Studentenfutter

Auszeichnung für HHL-Studenten

Drei Studenten der Handelshochschule (HHL) haben bei der „WHU Case Challenge“ ihren Titel aus dem vergangenen Jahr erfolgreich verteidigt. Bei diesem Wettbewerb der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung (WHU) nahe Koblenz handelt es sich um ein Wirtschaftsspiel. Im Fall der Leipziger Gewinner Fabian Blank, Sven Schmidt und Matthias Tomann galt es, eine Investition in einen ungarischen Fernsehsender abzuwägen. Eine Aufgabe wie im wirklichen Managerleben.

Jobvermittlung in neuen Räumen

Die Jobvermittlung des Studentenwerkes ist umgezogen. Aktuelle Arbeitsangebote gibt es jetzt in neuen Räumlichkeiten innerhalb des alten Gebäudes. Und so findet man hin: Rechts vom Haupteingang des Verwaltungsgebäudes in der Goethestraße 6, die Freitreppe rauf. Neuerdings können die Studenten in einem Warteraum ihrer Chancen harren. Wer einen Job zu vergeben hat, kann sich täglich ab 7.30 Uhr bei der Arbeitsvermittlung melden: Tel. (0341) 96 59 630.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Redaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Anke Bauermeister und Sandra Petrowitz. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax (0341) 9 73 57 44/46

„Sie schlagen sich ihre Schwäche und Ohnmacht vom Leib“

Uni-Sozialpädagoge von Wolffersdorff über rechtsextreme Gewalt

Daniel denkt an seine Kindheit in der DDR zurück: „Ich war da gut aufgehoben. Wir haben alles zusammen gemacht.“ Jetzt ist er 22 Jahre alt und Mitglied einer rechtsextremen Gruppe. Auch dort fühlt er sich aufgehoben, den Zusammenhalt in der Truppe nennt er Kameradschaft: „Kameradschaft bedeutet halt alles. Man hält zusammen. Man macht alles füreinander.“ Befragt wurde er für eine jetzt veröffentlichte Studie der Hildesheimer Sozialwissenschaftlerin Christel Hopf.

Warum ist die Bereitschaft, Ausländer zu hassen, hier viel stärker ausgeprägt als in den alten Ländern? 19 Prozent der Ost-Jugendlichen fanden es „am besten, wenn alle Ausländer Deutschland verlassen würden“, im Westen wünschten sich dies nur sieben Prozent. Wie kommt es dazu, wenn doch der Ausländeranteil 1997 im Osten bei zwei Prozent gegenüber zehn Prozent in Westen lag? Welchen Einfluß hat dabei die Erziehung?

Öffentlich wurde diese Debatte, als der Hannoveraner Kriminologe Christian Pfeiffer seine Thesen publizierte. Im „Spiegel“ sprach er von der DDR-Erziehung als einer „Anleitung zum Haß“. Christian von Wolf-

fersdorff, Professor für Sozialpädagogik an der Uni Leipzig, hält diese einseitige Sicht für falsch. „Schon deshalb, weil dann heute auch viele Erwachsene rechtsextrem gewalttätig sein müßten.“ Zudem erinnert er daran, daß noch vor kurzem Armut und soziale Ungleichheit als Hauptursachen rechter Gewalt galten. Es sei wenig plausibel, wenn die Wissenschaft alle paar Jahre Jugendgewalt völlig unterschiedlich erklären wolle. Freilich seien nicht alle von Pfeiffers Annahmen falsch, sagt Wolffersdorff. So sei die frühkindliche Erziehung prägend für die spätere Persönlichkeit: „Das ist unbestritten.“ Zudem seien es meist „keine verletzten Randgruppenjugendlichen, die Ausländer überfallen“. Vielmehr kämen sie meist aus unauffälligen Familien.

Christel Hopf bestreitet ebenso, daß Arbeitslosigkeit die wichtigste Ursache für Fremdenfeindlichkeit sei. Schon 1990, als Joblosigkeit im Osten noch unbekannt war, zeigte sich „ein beachtlicher Anteil der Jugendlichen ausländerfeindlich“. 42 Prozent der DDR-Jugendlichen fühlten sich damals durch „die vielen Ausländer bei uns“ gestört, im Westen klagten 26 Prozent der Jugend-

lichen darüber. Ferner vermutet Hopf, daß „Tendenzen zu autoritärer Unterordnung und konventioneller Anpassung“ bei ostdeutschen Jugendlichen überdurchschnittlich häufig vorhanden sind. „Man gibt den Stärkeren nach, tritt auf die Schwächeren“, schreibt sie. „Man paßt sich der eigenen sozialen Umwelt aus Konformismus an, um nicht aufzufallen.“

In diesem Sinn ergänzt Wolffersdorff: „Rechtsextreme greifen Ausländer vorwiegend aus Gruppen heraus an.“ Hier sei ebenfalls Konformismus zu beobachten: „Das Kollektiv hilft dem Einzelnen, Hemmungen beim Zuschlagen zu überwinden.“ Auch im Verfassungsschutzbericht Brandenburg von 1998 heißt es, daß die Gewalttäter „aus diffusen Cliquen heraus agieren und meist spontan vorgehen“. Das Kollektiv entlaste das Gewissen der Jugendlichen und neutralisiere Schuldgefühle, sagt Wolffersdorff. „Sie schlagen sich ihre Schwäche und Ohnmacht vom Leib.“ Ob „Neonazis“ aus den alten Ländern hier rechtsextreme Strukturen aufbauten? „Ja. Die Rattenfänger hätten aber nicht soviel Erfolg, wenn sie nicht Gefolgswillige fänden.“ *Sven Eichstädt*

Ausstellung im Kroch-Haus zeigt den großen Dichter als Studenten

Goethe hinter Glas

Jeder Schritt, der im Kroch-Haus widerhallt, durchbricht die Stille wie ein Pistolenschuß. Jedes Hüstel, sollte es wirklich notwendig sein, berührt fast peinlich. Die Stücke, die dort bis zum 12. Juni ausgestellt sind, ruhen wie Reliquien in Vitrinen. In stiller Andacht möchte man diese Halle durchschreiten, gäbe es da nicht Goethes eigene Worte.

Dargeboten wie die stummen Zeugen aus Papier und Marmor, deuten sie doch auf eine etwas andere Seite des Dichters. So äußert er sich als junger Studiosus über Schelling, immerhin Rektor der Universität: „Er hat wieder geheiratet. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahre. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack.“ Zugegeben, die ehrwürdige Halle ist angefüllt mit historischen Dokumenten. Goethes Eintrag in die Matrikel oder Erstaubgaben der „Leiden des jungen Werther“. Doch ziehen andere Ausstellungsstücke die Aufmerksamkeit auf sich. Es sind eher unscheinbare Exponate, durch die man den späteren Dichturfürsten in seinem Jubiläumsjahr als Leipziger Studiosus kennenlernt.

Kröger, ein Zeitgenosse Goethes, teilt die Leipziger Stu-

denten in zwei Gattungen: „Die erstere übertreibt die Galanterien bis zum Ekel, und die letztere sucht in den albernsten Renommistestreichen ihren größten Ruhm und Ehre.“ Es bleibt dem Besucher allerdings überlassen, wie er Goethe dieser Einschätzung nach sehen will. Auch wenn sich der Verdacht aufdrängt, der vielseitige Student habe Auerbachs Keller nicht nur um der Recherche willen besucht.

Stadtpläne und Kupferstiche, neben Goethebüsten hinter Glas, runden das Bild ab. Denn natürlich darf der historische Blick auf Leipzig und ihre Bewohner in dieser Beobachtung nicht fehlen. So spricht Kröger über einen „Ordner der Kunstgalerie“, also Museumsführer: „Schade, daß der Mann nichts weiter weiß, als, was er auswendig gelernt hat.“

Dennoch ist es Goethe selbst, der das Bild vervollständigt. Schließlich war Leipzig für ihn eine Stadt, die „besonders in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat“. *Christian Spindler*



Begegnung mit Goethe im Ausstellungszentrum Kroch-Haus